

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Donnerstag, 19. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Feliza!“ begann er deswegen, sie nach spanischer Sitte im Bekanntenkreise einfach beim Vornamen nennend, — „fürchten Sie nichts! Ich komme als Ihr Freund, der Ihnen aufrichtig ergeben ist, der Ihnen seine Dienste anbietet. Ja, ich befinde mich sogar ausschließlich in Paris, um Ihre Spur zu suchen!“

Sie vermochte vor freudiger Erschütterung nicht gleich zu antworten. Sie legte tastend die Hand auf die seinige, obgleich sie in der höchsten Bräutlichkeit der Geschlechter untereinander in Sevilla erzogen worden war, wo ein Bräutigam nicht einmal vor der Hochzeit seine Braut küssen, noch sie ohne Beisein anderer sehen durfte. „Don Flaviano, wäre es wirklich möglich, daß dieses Labyrinth, durch das ich mich seit Wochen schleppe, jetzt endlich ein Ende nimmt?“

„Ja, Feliza!“, sagte er mit einer zuversichtlichen Kraft, in der eine eigene, glückliche Freude, helfen zu dürfen, lag, „wir werden jetzt Schritt für Schritt vorgehen. Ihre Dienerin hat mir auf der Herfahrt schon einen Hauptteil Ihrer Erlebnisse erzählt! Nur über den Grund Ihrer Entführung und über die Persönlichkeit der beiden Schurken tappen wir noch vollkommen im Dunkeln. Aber das werden wir auch noch in Erfahrung bringen! Jetzt ist die Hauptsache, daß wir Sie wiedergefunden haben, Feliza, und Sie mit inem Schutz umgeben, damit Sie vor ähnlichen Erlebnissen geborgen sind.“ — „Wo Luitgard sei und ob er von ihr wisse? Seine Antwort, daß auch sie in Paris weile, beglückte sie, und ihre Freude wuchs, als sie erfuhr, daß auch Majan hier sei und morgen Abend die Premiere der neuen großen Revue sei.

Ach, wie gerne sie ihr beiwohnen möchte, seufzte Feliza. Worauf Don Flaviano sogleich den Vorschlag machte: ob sie unter seiner Begleitung zur Vorstellung fahren wolle? Und wenn sie noch nicht alles mit Augen verfolgen könne, so doch die spanische Musik und spanische Gesänge.

Im Nu hatten sie ein kleines Komplott geschmiedet, an dessen Ausarbeitung Don Flaviano mit förmlicher Begeisterung ging. Luitgard sollte bis morgen Abend noch nichts von der glücklichen Entdeckung Don Flavians erfahren, sondern eine ungeheure Überraschung erleben, wenn er Feliza morgen Abend in die Premiere geleitete und Luitgard zuführte!

Und dann noch ein Zweites. Mit einer rührenden Gewissenhaftigkeit hatte Feliza das malayische Kostüm von Majan auf ihrer Irrfahrt bei sich behalten. In dem kleinen Handkoffer mit Kleidern, den Jeanne vor Antritt der Flucht in den Gemüsegarten des Sanatoriums schmuggelte, befand sich als kleines Bündel auch dieses Kostüm der Tänzerin. Sogar in die Klinik nahm Feliza ihr Handkofferchen mit und Don Flaviano übernahm jetzt den Auftrag: einen kleinen Koffer aus Japangeflecht zu besorgen und morgen mitzubringen. Und Majan erhielt ihn — ohne irgendwelches Begleitschreiben, um ihre Spannung zu erhöhen — vor ihrem Auftreten in ihre Theatergarderobe geschickt!

Die halbe Stunde Besuchszeit, welche einem Gaste zur Rücksprache mit einem Patienten eingeräumt war, verflog nur zu schnell. Als Don Flaviano sich entfernte,

sah er sich vergeblich nach Jeanne im Vorzimmer um. Aber da die Dienerin geäußert: sie fände sich an jedem Nachmittag bei der Herrin ein, um ihre Wünsche entgegen zu nehmen, machte er sich weiter keine Gedanken.

Im Gegenteil, er war voller eigener Pläne und Ideen. Die süße Schmiegsamkeit von Feliza, ihre Freude, ihr Glück über seinen angebotenen Schutz strahlte als Glut auf ihn selbst zurück. Ja, sie wie eben Spanierin, war gewohnt, die Ritterlichkeit eines Mannes als selbstverständliches Tribut anzunehmen, sich bei eventuellen Beratungen und Ratschlägen unterzuordnen, sie rief nicht ständig nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit wie diese modernen jungen deutschen Mädchen, in deren Leben ein Mann kaum eine Rolle zu spielen schien.

Der Charme, den Felizas Persönlichkeit gerade auch inmitten dieser fremden, nüchternen Umgebung besaß, die Tatsache, sie wirklich wiedergefunden zu haben, beschäftigten ihn vollkommen und drängten vorläufig die Erwägungen über die Schurkerei ihrer Entführung in den Hintergrund. — Als er bei einem Blick aus dem Auto auf der Rückfahrt einen Blumenladen entdeckte, ließ er halten und bestellte einen herrlichen Strauß großblumig gezüchteter Nelken. Der köstliche Duft dieser Blumen würde ihr ein Labfal — und zugleich heimatische Erinnerung sein. Denn — welche Sevillanerin zierte sich nicht von Jugend auf am liebsten mit der duftenden, flammenden Nelke?

Und so schrieb er auf eine, im Kuvert beigelegte Visitenkarte: „Diese Nelken senden Ihnen Heimatgrüße aus Sevilla!“

Eine Zeitlang wartete Jeanne im Vorzimmer zum Salon. Er betrachtete sich aufmerksam vor dem hohen schmalen Trumeauspiegel, der in der Ecke stand, und in dem er seine ganze Erscheinung restlos genau prüfen konnte. Denn er wußte, daß er sich jetzt auf ein Glatt-eis begab, weil er sich unter spanische Landsleute mischte. Der Blick in den Spiegel beruhigte ihn. Er hatte sich vollkommen neu eingekleidet, als Feliza nach dem unglücklichen Zusammenprall der beiden Autos in die Klinik brachte, und nun sich kurze Zeit selbst überlassen war. Seine unentwegte Schlankheit, die Schmalheit seiner Hüften, seine natürliche Grazie und Beweglichkeit als Andalusier, sowie die Zierlichkeit seiner Hände und seiner Füße unterstützten seine Bestrebungen, als Frau zu gelten. Sein Bartwuchs war von jeher so lächerlich kümmerlich, daß sein sorgfältiges Rasieren auch hier jeden Verdacht untergrub. Er trug ein paar Halbschuhe von bescheidener Eleganz in modernem Rosabeige, mit dazu passenden kunstseidenen Strümpfen. Unter dem beige-farbenen Frühjahrs-mantel aus englischem Stoff lugte ein Zipfel des gelblichen Kasackkleides schmal hervor. Da der hellbraune seidene Topfhut mit kleinem Rand sehr tief in die Stirne gedrückt war, und der moderne sehr hohe Manteltaschen aus Sommerpelz das Gesicht und den Nacken fest und hoch umschmeigte, war vom mageren Gesichtchen und den dunklen Augen überhaupt nicht viel zu sehen. Er war jetzt die Begleiterin einer feinen Dame, die auf gutes Auftreten hielt, aber bescheiden

genug war, hinter der Eleganz der Herrin zurückzutreten.

Nach dieser sehr kritisch vorgenommenen Betrachtung verließ Jeanne die Klinik, denn Don Flaviano war hier ja am Ziel, und erst am Nachmittag gab Feliza ihre Befehle und Wünsche ab.

Als Jeanne mit der Untergrundbahn schnell ins Zentrum der Stadt zurückkam, das ihn mit dem brausenden, internationalen Leben immer magisch anzog, fiel ihm unweit der großen Oper an einer mit Plakaten bedeckten Wand ein Bild in die Augen, weil es besonders wirksam und zugleich interessant wirkte.

Es zeigte Majan, die erotische Tänzerin, „die Lotosblume“, als Zugkraft für die morgen stattfindende Premiere der neuen Revue.

Jeanne kannte Majan aus den Erzählungen von Feliza, die der Tänzerin eine fast freundschaftliche Zuneigung bewahrte. Auch eben hatte er im Vorzimmer des Salons in der Klinik Don Flaviano und Feliza von dieser Premiere sprechen hören. Warum sollte er nicht auf eigene Faust auch hingehen und von irgend einem billigeren Platz aus diese interessante Persönlichkeit bewundern?

Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß zu dieser Stunde die Morgentasse geöffnet sei, so kaufte er sich ein Billett und zugleich eines der hübsch ausgestatteten Programmhefte.

Er begann, als er die Straße wieder betrat, sogleich in dem Heft zu blättern, weil es außer einem hübschen zweiten Bilde der erotischen Tänzerin innen noch eine Reihe fesselnder Bilder von den andern hauptsächlichsten Mitwirkenden bot. Sein Blick fiel auf eine Anzeige, die sich unten quer über eine Seite legte: der Hinweis, daß alle in Paris weilenden Spanier einen Treffpunkt im „Spanischen Restaurant“ besäßen, welches fast schräg gegenüber dem Theater lag. Ihn lockte die Ankündigung, hier spezifisch spanische Nationalgerichte zu erhalten.

Irgend ein dunkler Zwang zog ihn dorthin.

Er fand einen Raum, wie man ihn in spanischen Gasthäusern und Fondas gewohnt war. Und als ihm ein Duft von in feinem Olivenöl gebratenen Speisen und Fischen entgegenwehte, hatte er seit Jahren zum ersten Male wieder das fast vergessene Gefühl von etwas Heimatlichem.

Er ging zwischen kleinen Tischen hindurch. Fast auf jedem stand die dickbauchige Wasserflasche aus rotem Ton. Überall umschwirrten ihn Brocken spanischer Unterhaltung, aber auch Französisch hörte man. Deswegen beschloß er, sich als Pariserin zu geben, die eben hier schnell einen Imbiß nahm. Das fiel weniger auf, als wenn er sich hier des Spanischen bediente, denn nach spanischen Begriffen durfte noch heute keine Frau ohne Begleitung ein Gasthaus betreten!

Das Restaurant war gut besetzt, denn es war die Stunde des zweiten Frühstücks, des Almuerzos, das der Spanier mit einer gewissen Behaglichkeit einnahm, da es warme Gerichte bot. Man speiste seine sechs Gänge, ohne übermäßig satt zu werden!

Gerade zerteilte er sich den Fehlen Fleisch, den die Spanier stolz mit der Bezeichnung „Beefsteak“ belegen, und schwelgte im köstlichen echten spanischen roten Rioja, als ihm fast vor Schreck das Glas aus der Hand fiel.

Am Nebentisch saßen zwei Herren, die er bisher nicht besonders beachtet. Beglückt über die langentbehrten heimatischen Genüsse, hatte er sich eben ganz den Speisen zugewandt, als er den einen Herrn während eine französische Tageszeitung auf den Tisch werfen sah und erboßt sagen hörte: „Du hast recht! Die Person tritt morgen tatsächlich im Palace Theater auf!“

Worauf der andere in einer Erregung, die etwas vorsichtiger unterdrückt war, ihm ins Wort fiel: „Aber ich habe sie doch selbst ins Sanatorium gebracht, und strengste Überwachung angeordnet! Sollte sie entwischt sein?“

Jeanne saß sekundenlang wie versteinert da. Dann

raffte er sich zu irgendeiner gleichgültigen Bewegung auf, um nicht aufzufallen.

Die beiden Sprachen von Majan! Oder — von Feliza?

„Da sind wir böse hereingefallen“, hörte er jetzt am Nebentisch weiter reden, „wir melden triumphierend, daß wir diese gefährliche, politisch verdächtige Person für eine Zeitlang unter Beaufsichtigung gesetzt haben, und dabei tritt sie jetzt hier ledig auf! Da siehst du Bild und Reklame in den Zeitungen! Sie ist es! Das unterliegt keinem Zweifel!“

Jeanne aß völlig mechanisch weiter. Allmählich fand er eine Erklärung für Felizas Entführung: sie hatte der Tänzerin gesten sollen. Und man hatte Feliza statt ihrer erwischt!

Zufällig waren die umliegenden Tische nicht stark besetzt. Deswegen schienen sie sich jetzt bei ihrer plötzlich ausplagenden Auseinandersetzung in Wort und Verstärkung keine besondere Reserve aufzuerlegen, denn Jeanne hielten sie für irgendeine Pariserin, die hier schnell einen Imbiß nahm und dabei in französische Tageszeitungen vertieft war.

„Ich werde nach Madrid melden, daß du unbrauchbar für unsere kniffligen Aufträge bist. Vor ein paar Tagen ist dir die Sache mit Guereza in Valencia auch mißglückt. Du solltest ihn im Gefängnis durch die Dämpfe des Kohlenbeckens unauffällig stumm machen. Du bist ein Tollpatsch, — und seine Anhänger schlagen Lärm aus der Sache.“

„Ich wiederhole dir, daß ich sie gemäß meinem Auftrage in Strassburg richtig ins Sanatorium gebracht habe! Wenn ihr irgendwie jemand geholfen hat, zu entfliehen, und sie taucht hier jetzt ledig zur Premiere auf — so —“ Den Schluß verstand Jeanne nicht. Nur als der andere wieder sagte: „Man wird ihrer hier wieder habhaft werden müssen —“

„Das wird schwierig sein. Denn — Ramon ist ständig um sie —“

„Nun, dann packt man auch ihn zugleich. Wir könnten Madrid damit einen guten Dienst erweisen. Weißt du —“

Die Unterhaltung am Nebentisch, die langsam immer leiser geworden war und jetzt beim Auftauchen neuer Pläne und Aufgaben gewohnheitsmäßig in tiefstes Flüstern geriet, wurde für Jeanne immer unverständlicher. Das erhöhte seine mühsam beherrschte Aufregung und Spannung. Was hatten die beiden vor? Was für neue Schurkereien wurden beschlossen?

Er kam zu der plötzlichen Überzeugung, daß die Beiden Werkzeuge einer Macht waren, die in Spanien die Gewalt in der Hand hielt, und auch im Auslande ihre Späher erzog. Und diese Macht verlängerte den Marokkokrieg! Diese Beiden da waren auch seine Feinde! Ja! Wenn sie ihre Dienste der Unterdrückung der freien Meinung auch im Auslande liehen, — dann mußte er sie auf jeden Fall durchkreuzen, gerade bei Menschen, die er als gut und edel kannte, wie Majan durch die Erzählungen von Feliza!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick hinauf.

Den Blick hinauf zum Sonnenlauf,
Wenn sich auch manche Schatten zeigen.
Wer niemals wagt und immer flieht,
Kann sicher keinen Berg ersteigen.
Laß' in der Brust die Lebenslust
Doch nimmermehr zu Ende gehen.
Dann wirst du nicht, wenn etwas bricht,
Wie hoffnungslos am Wege stehen.
Erhebe dich, und inniglich
Sollst du das tiefe Leben lieben.
Denn immer noch sind Freuden doch
Auch einer schweren Zeit geblieben.

Franz Dingia.

Amsel und Eichhörnchen.

Von Joh. Jos. Ruppel.

Tiula, die Amsel, schrat auf dem Schlafast aus ihrem Schummer auf.

Aber ihr aus den Zweigen war aus unerklärlicher Ursache eine Schneelast gefallen. Sie stieß zuerst herunter wie der lange Silberkeiler eines Mädchens. Dann folgte noch ein einzelner Klumpen.

Die Amsel häupte kurz auf. Ihre gespreizten Federn gläteten sich wieder.

Sie fand keinen Schlaf mehr.

„Ach, liebe Sonne, kämest du bald ...!“, seufzte sie.

Kalt stand der Morgen nach der eisigen Nacht auf der Dichtung des Waldes. Grauer Nebel schleppte über den gefrorenen Schnee. Weiß und unberührt bedeckte dieser den Boden. Er kleidete die kahlen Äste der Bäume und niedrigen Büsche mit weichen weißen Fellen.

Die Amsel düngelte vertrocknet hinaus. Alle Umrisse der Bäume und Büsche waren in der Ferne unscharf und verschwommen. Von irgendwo drang mit glodenartigem, stoßendem Ton der laut rollenden Wassers.

„Lange habe ich keine Wärmer mehr gefangen —“, fuhr die einsame Amsel in ihrem Selbstgespräch fort.

Schwerenmütig und hungrig startete sie hinab in das niedrige Buschwerk, nahe dessen weißen gebogenen Ästen nur hier und da ein welker hoher Stengel sehr langen Herbstgrases die Schneedecke überragte. Seit drei Tagen hatte sie nur Schnee gegessen und am Bach etwas feuchte Erde, in der noch einige verkaufte Graswurzeln staken.

„Du suchst wohl meine übriggebliebenen Nüsse ...?“ redete es sie aus der Luft an.

Die Amsel blinnte auf. Der gelbe Schnabel erschien über dem fast kugelförmigen, gespreizten Federball ihres Körpers.

Es war Tata, das fuchsig gelbe Eichhörnchen, das sein Reizgeäst oben in der Buche verlassen hatte. Es hatte wohl die fallende Schneelast auf dem Gewissen.

„Du bist schon auf? So früh?“

„Ich bin hungrig, bitte. Mal sehen, ob ich keine Nüsse mehr im Schnee finden kann.“

„Gibst du mir etwas ab?“

„Wenn ich satt bin — ja.“

Das Eichhörnchen ließ herausfordernd ein scharfes, regelmäßiges Schnalzen hören. Sehr laut. Es schlug den buschigen Schwanz auf und ab. Dann legte es ihn wie eine Decke über den Rücken bis zu den langen Ohren mit den spitzen Haarpinseln und machte Räumchen, nahe neben der Amsel, eine allerschönste Märchenfigur, wie der Wald keine schönere kennt.

„Du bist heute grausam“, fuhr die Amsel fort.

„Ich bin allerdings auch nicht so ein Allesfresser wie du —. Es ist mir nicht bekannt, daß du sonst Nüsse bevorzugst.“

Und das Eichhörnchen schnalzte, daß es durch den Wald schallte: zed, zed, zed. Es gebärdete sich überheblich, obwohl es der leere Magen kniff.

Aber den Bäumen riß der Nebel. Auch zwischen den Stämmen. Man sah die gleitende schwarze Fläche des Baches, auf dem schon Wildenten die ammutigen Röhre ihrer Leiber bewegten. Eine flog gerade rauschend auf das Wasser, das aufspritzte und einen langen währenden Laut wie von zerreißenem Tuch in die Stille sandte.

Eine Blaumeise und drei Buchfinken, gleich darauf ein Baumläufer und dann noch ein Grünsinkenpaar setzten sich, neugierig über das Eichhörnchen und die Amsel, in der Nähe bunt und farbig auf weiß schlafende Zweige nieder.

Tata machte einen Satz gegen die Blaumeise, die erschrocken forthäufte.

Tata liebte den Scherz, und es turnte zwischen den kleinen Vögeln als Baumschreck umher.

Dann kletterte es hastig den rissigen, nicht überall schnee-verwehten Stamm hinunter. Unten, kurz über dem Boden, spähte es in einige auffallend tiefe Rindenspalte, die durch den Schnee wie ein mächtiges Stück brauner Vorkensholade hervorlugten. Dort hatte es vor einigen Tagen noch Nüsse versteckt. Es war nichts mehr darin.

Das hatte sicher Bedack, sein Freund aus dem Nachbargehölz, getan, der Stehldieb!

Tata stupte plötzlich. Zwischen den Stämmen, wie zwischen Zudeckfeilern hindurch, tönten Stimmen, menschliche Stimmen, gleich hellen Silberlauten. Ein dunklerer, metallischer Laut mengte sich manchmal hinein.

Das Eichhörnchen hing abwärts am Ende des Stamms und lugte mit den Augen, schwarz und feucht wie große Trauerperlen. Es hing regungslos. Auch die Amsel und die anderen Vögel auf ihren Ästen schienen wie aus Stein gehauen. Sie horchten auf die fremden Stimmen.

Diese Stimmen klangen schön, wie der volle, aber gedämpfte Laut aus kostbaren Orgelpfeifen, und schwebten näher.

Dann traten langsam und ohne sonderliche Eile ein Mann

und ein Mädchen in den Gesichtskreis der Tiere, die ohne Laut, wie leblose Steinfiguren verharrten.

Ohne Ahnung, daß neun Augenpaare sie beobachteten, blieben sie auf einmal am verschneiten Stamm einer Buche stehen.

Das Mädchen war schön anzuschauen. Der verdeckte Tata, der eben um die Biegung des Stammes lugte, fand es jedenfalls. Er war ganz Blid. Aus ihren glänzenden Augen kam ein Feuer, so blau wie der Spiegel des nahen Baches unter einem wolkenlosen Himmel an glücklichen Sommertagen. Ihre Wangen waren weich und duftend, mit kleinen, lieblich roten Rosen darauf. Gleich einem weißen maffelosen Porzellanbogen schimmerten die Zähne zwischen den lächelnden Lippen hervor.

Der junge schlanke Mann hatte ihre Hände gefaßt. Auch er sagte nichts. Die Amsel über ihnen auf dem Ast wunderte sich, daß keine hell klingende Stimme mehr von ihnen ausging. Sie blinzelte auf sie herab. Fast geriet sie in Versuchung, ihren leisen Wintergefang zu zwitschern, jene zarten Töne, die wie silberne Bohnen durch die Luft fallen.

Das Mädchen, dessen finkgrüner Mantel sich unter einem Lusthauch leise bewegte, lächelte jetzt nicht mehr. Ihr Antlitz war ernst. Und es war ergreifend, wie unter dem gleichen Lustzug eine, dann zwei geringelte Locken, blond wie ein reißes Ahrenhaupt, unterhalb ihrer amfischschwarzen Filzklappe hin und her schlangen.

Sie blickte dem Mann ernst und andächtig, wie die Madonna über dem Eingang eines Bauernhauses, in die braunen Augen. Dann saut sie unter dem Zug seiner Hände an seine Lippen. Sie war etwas kleiner als der Mann und mußte sich auf den buchengrauen Lederschuh heben.

Silbern und gemeinsam stieg der Atem von ihnen empor.

„Ich hab' dich gerne ...“, sagte der Mann.

„Du ... du ... du ...!“ entgegnete das Mädchen nur drei Mal, innig und gut.

Dann stieg ein kleiner süßer Schrei, wie ein Flötenton, aus ihrem leicht geöffneten Munde. Sie hatte Tata entdeckt, wie es um die Ecke des Baumes lugte, und gleich darauf die Amsel und die anderen Vögel, die Zeugen des Rufes gewesen waren.

Tata tat, als ob es flüchtete. Es versteckte sich weiter hinter dem Baum. Als das Mädchen und der Mann gemeinsam hinter den Baum schauten, flüchtete Tata an die andere Seite und lugte. Es spielte. Das liebte es. Aber die beiden teilten sich. Sie schaute um die linke Ecke, und er um die rechte Ecke. Da war das Eichhörnchen gefangen, und flugs flüchtete es einige Meter am Stamm in die Höhe.

Die beiden lachten es. Der Mann gab dem Mädchen einige Erdnüsse, die er zufällig in der Manteltasche hatte. Tata roch sie, und schrittweise, erst zögernd, kam es den Stamm herab, schnuppte eifrig mit seinem rattenähnlichen Mäulchen — plötzlich machte er einen Satz vom Stamm auf das verzeichnete Statett und hob sich auf seinen langen Hinterbeinen. Das Mädchen hielt eine Erdnuß zwischen den behandschuhten Fingern, niedergebengt zu ihrem kleinen Liebling aus dem Walde. Glücklich und mit einem Lachen, das leise wie leuchtender Schein zwischen den krummen Stämmen gaukelte, reichte sie die kleine Gabe. Tata setzte seine Vorderpfoten auf die Hand des Mädchens und nahm die Nuß. In Hode auf dem Statett sitzend, verzehrte es sie unglaublich rasch, mit großem Genuß. Die Schale flog nur so davon.

Tiula, die Amsel, und die anderen kleinen Vögel gewannen Zutrauen. Sie wollten auch etwas haben, und rasch häupften sie im Fluge von ihren Zweigen auf den Boden hinab. Die Amsel blinnte mit den dunklen Augen, und die Finken und vor allem die Blaumeise und der Baumläufer waren so zutraulich, daß sie in einer Reihe neben dem Eichhörnchen auf dem Statett saßen, ganz dicht bei den Füßen des Mädchens.

Dieses zerkleinerte einige Erdnüsse, wohl em Duend, und reichte sie den Vögeln. Die Blaumeise und der Baumläufer, auch einer der Buchfinken, setzten sich auf ihre Hand, von der sie den Handschuh abgestreift hatte. Sie fühlte die feinen scharfen Nadeln der winzigen Krallen mit einem süßen Gefühl auf der Haut; dunkle forschende Blicke schauten sie an, und winzige Schnäbel sagten zu. Auch der Mann beteiligte sich am Zerklleinern der Erdnüsse und warf sie den Vögeln und der Amsel hin.

Erstaunt war das Mädchen, als sie lange gespitzte Fingerringen und einen spitzen ammutigen Kopf unter ihrem Arm hervorschlüpfen sah. Es war das Eichhörnchen, das seine Nuß verzehrt hatte und an ihrem Mantel verflochten heraufspaziert war. Auf einen Zuspruch des Mädchens hin kletterte es auf den Arm und ließ bis zur Hand vor. Hier blieb es aufgerichtet und allerliebste sitzen und verzehrte in aller Gemütsruhe eine Erdnuß nach der andern. Es schien sich gar nicht mehr zu fürchten, während das Mädchen den Arm ruhig ausgestreckt hielt und zu ihrem Liebling lächelte. Ja, Tata ließ sich nach einiger Zeit sogar streicheln, ohne erschreckt davon zu laufen.

Dann häupfte Tata wieder herunter, um eine Erdnuß, die es anscheinend satt war, zu verstecken. Es scharrte im Schnee, verbarg die Nuß nach einigem Suchen, häufte eifrig mit den Vorder-

füßen Schnee darauf und kam wieder zurückgelaufen. Es ver-
stetete für sich eine ganze Reihe Erbnisse.

Jetzt war nichts mehr da, weder für Tata, noch für Tiula,
noch für die anderen Lieblinge des Mädchens. Bestimmt blühte
sie umher, weil sie nichts mehr hatte, auch der Mann nicht.

Sie gingen. Die Stämme bildeten im Verein mit den
Zweigen einen weissen, gewundenen, magischen Kreuzgang von
lichter Höhe, über ihnen. Tata lief neben ihnen her, mit großen
Sprüngen über den Schnee. Auch die schwarze Amsel folgte
hüpfend. Aus dem Osten durch die Wolken fiel Sonnenschein,
wie große goldene Blätter. Im Walde schwieg es, und Tata
blieb hocken und puzte sich.

Glück und Ende eines schwarzen Königskindes.

Von Hugo Wehinger.

Aus Rom wird uns geschrieben: „In seinen Adern rollt
königliches Blut. Er ist Sohn des entthronten Königs von Bagirmi,
der mit den Seinen in meine Hände gefallen ist. Ich habe den
Knaben um keinen Preis der Welt verkauft, aber dir schenke ich
ihn.“ So sprach zu Weihnachten 1865 ein jüdischer Sklaven-
händler zu Murzul im Innern Libyens zum deutschen Afrika-
forscher Dr. Gerhard Rohlfs, der den sieben Mann in kaum zwei
Wochen wieder auf die Beine gebracht hatte und gemünzten
Lohn für seine ärztliche Hilfe entschieden ablehnte. Der also
Vorgestellte entpuppte sich als ein hübsches, bis auf die Knochen
abgezehrttes Kind von etwa acht Jahren, das Dr. Rohlfs hilf-
bereit unter seine Begleitschaft einreichte. „Sidi, ich habe Hunger!“
rief das kleine Menschenkind dem Deutschen zu. Und es bekam
endlich zu essen, war dankbar und willig. Aber der Afrikaforscher
kaufte den Königssohn mit den Sklavenscheiteln im Angesicht
nach protestantischem Ritus und nannte ihn Heinrich, und da
gerade in der fernsten deutschen Heimat das Christfest gefeiert
wurde, „Weihnachtsheim“. Eigentlich aber hieß er Abel Et-
Taradi. Er durfte seinen Herrn auf der zweijährigen Forschungs-
reise begleiten, war wissbegierig und gelehrt und lernte spielend
arabisch, deutsch, französisch und italienisch. 1867 nach Berlin
zurückgelehrt, nahm Dr. Rohlfs seinen afrikanischen Schützling
eines Tages zu einem Hofste mit, bei dem sich der König von
Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., so sehr für den mittlerei-
weise zum stillen, wohlgezogenen Knaben vorgerückten Sudan-
neger interessierte, daß er seinen illustren Gast bat, ihm den
Schwarzen abzutreten, was auch geschah. Rohlfs Weihnachts-
heim studierte in einem Privatcolleg, dann auf dem Seminar
zu Richterfelde. Er sollte Offizier werden und als solcher nach
Ägypten gesandt werden. Doch wurde der gefällige junge Mann
durch allerlei Abenteuer von seinem Studium abgelenkt, so daß
er es bloß bis zum Unteroffizier brachte. Kaiser Wilhelm I. schickte
ihn trotzdem im Jahre 1875 in das Land des Nils, wo er solange
blieb, bis ihn ein kaiserlicher Befehl aufforderte, in Malta Dr. Rohlfs
zu erwarten, der seinen ehemaligen Schützling bei der Expedition
nach Afrika verwenden wollte.

Wie aber staunte der Gelehrte, als er seinen Weihnachtsheim
wiedererblickte, der vom Größenwahn befallen war und dem
Forscher erzählte, er habe einen elfenbeinernen Magen, in dem
eine wunderschöne Fee ihre Residenz aufgeschlagen habe. Der
unglückliche Abel Et-Taradi mußte nach Ägypten zurückkehren,
wo der deutsche Konsul in Alexandria auf Weisung des deutschen
Kaisers die nötigen Schritte einleitete, den Wahnsinnigen ins
Irrenhaus von Ancona zu bringen. Das geschah im Mai 1879.
Bis 1918 hat der deutsche Kaiserhof, von da an die deutsche Reichs-
Regierung die Kosten für diesen traurigen Aufenthalt des deutschen
Staatsbürgers aus dem Sudan bezahlt. Der Irre, stets tadellos
gekleidet, den Hes auf dem Haupte, hielt die 52 Jahre seiner
geistigen Unmachtung hindurch auf die strengste Etikette. Ärzte
und Krankenwärter durften sich ihm nur nähern, indem sie drei-
höfische Bücklinge machten und ihm die Hand küßten. War dieser
Sitte Rechnung getragen, so ging Abel Et-Taradi gerne aus sich
heraus. Er erzählte häufig, im russisch-türkischen Kriege schwer
verwundet worden zu sein, sprach von der Schlacht von Plewna
und vom Befehlshaber der türkischen Streitkräfte, Osman Pascha
und hatte tatsächlich eine breite Narbe auf dem Hinterhaupt,
die auf schwere Verletzung der Schädelbede schließen ließ. Wenn
auch keine Dokumente vorhanden sind, die Abel Et-Taradis Teil-
nahme am russisch-türkischen Kriege von 1877/1878 beweisen,
so ist es immerhin leicht möglich, daß er damals von Ägypten
aus den Türken zu Hilfe kam.

In der Blüte seiner jungen Erdentage war der einstige
Königssohn aus Bagirmi im Sudan ins Irrenhaus von Ancona
gebracht worden. Als Greis ist er jetzt dort gestorben, ohne Heilung
gefunden zu haben. Er hat den Thron seiner Väter nicht mehr
zurückerobern dürfen und ist dennoch auf dem Umwege über
die Sklaverei König geworden. Wenigstens fühlte er sich über
ein halbes Jahrhundert lang im vollen Besitz der Herrschaftsgewalt,
ohne zu ahnen, daß seine „Maison“ eine Zelle des Irrenhauses war.

Das Eiselohr.

Skizze von Alexander v. Gleichen-Aufwurm.

Es ist natürlich in gewissem Sinn eine Unart, die Blätter
eines Buches an einer Ecke einzubiegen. Das Buch wird dadurch
nicht schöner. Aber es wirkt persönlich, noch persönlicher als durch
eingedruckte Randbemerkungen oder den Bleistiftstrich, weil
es weniger überlegt ist, sondern durchaus spontan — Ausdruck
spontansten Empfindens, dieses Einkniden der Ecken, vulgo
Eiselohr genannt.

Ähnlich wie der Beifall im Theater bedeutet das Eiselohr
eine Sympathie-Kundgebung für den Verfasser, die sich in naiver
Gebärde äußert, dort im Klatschen der Hände, hier durch die be-
tonende kleine Geste des Einknidens. Aber es ist doch ein Wesens-
unterschied zwischen Eiselohr und Beifall. Hier Massensuggestion,
andere applaudieren, man tut mit, dort eine unbestechliche Über-
zeugung. Sie findet statt im „tête à tête“ mit dem gelesenen Buch,
Mensch zu Mensch, Leser zu Autor, und die damit eingestandene
Zustimmung ist zugleich ein Bekenntnis, vielleicht das aufrich-
tigste Bekenntnis, das den Leser in seinem tiefsten Wesen bezeichnet.

Solche und ähnliche philosophische Betrachtungen gingen
Ewald Schön durch den Kopf im kleinen Salon seiner Braut,
der jungen Witwe Tilde Randorf. Er hatte diese Gedanken und
hielt dabei ein Buch in der Hand, das auf ihrem Tischchen ge-
legen. Darin war ein frischgetriebenes Eiselohr, das ihn zum Sinnen
anregte, Tilde mußte es vor kurzem gemacht haben. Es war
so eindrucksvoll, so sprechend, so sprechend wichtig in diesem Augen-
blick. Viel eindringlicher, als Tildes Worte gewesen wären.

Schicksalswichtig! Denn das Schicksal des Brautpaares
stand an einer Wende.

Ewald glaubte Tildes Ernst in der Liebe anzweifeln zu
dürfen. Es war ihm, wie dies bei Verliebten vorkommt, einiges
zugetragen worden über Tildes Verhalten. Er selbst hatte etwas
zu beobachten vermeint, das den Verdacht bekräftigte. So war
der Entschluß herangereift, die Verlobung freundschaftlich auf-
zulösen. Er wollte nur noch eine Aussprache unter vier Augen
herbeiführen, um seiner Sache gewiß zu sein, und nicht ungerecht
in der Erregung handeln.

Darum hatte er Tilde seinen Besuch telephonisch angelagt
um 16 Uhr 15 Minuten, auch ihre Zustimmung empfangen, sie
wäre zu Haus. Er kam pünktlich, allein man meldete ihm, Frau
Randorf sei ausgegangen und werde erst in einer halben Stunde
zurück sein. Offenbar hatte der Telephonhörer mitgespielt, und
die Verabredung war mißverstanden.

Ärgerlich, sehr ärgerlich. Was tun? Sollte er noch eine
halbe Stunde spazieren gehen trotz dem abseuflichen Regen?
Oder warten? Die freundliche Aufforderung des Mädchens
löste keine Zweifel. Ob Herr Schön Platz nehmen wollte, ob er
die Zeitung wünsche oder Tee und Zigaretten einstreuen? Er
nahm Platz und dankte für Tee. Zigaretten habe er selber.

In der Tat, das war die Lösung: die Zigarette. Er nahm
sein Etui, den Benzinzünder. Er rauchte. Noch eine Zigarette.
Eine genügte nicht für die halbe Stunde. Er war entschieden
nervös. In Tildes kleinem Salon, wo so manche trauerte Erinnerung
geisterte, kam es ihm plötzlich unverständlich vor, daß er gekommen
war, die Verlobung aufzulösen.

Hatte er nicht doch Tilde Unrecht getan und der Ohren-
bläse zu viel Wichtigkeit beigelegt? Wenn sie sich am Ende
rechtfertigte? In dieser Stimmung rauchte er langsamer. Und
als er ausgeraucht, spielte er nervös mit den kleinen Sachen auf
Tildes Tischchen. So fiel ihm das Buch in die Hand, der Roman,
den sie gerade las — noch nicht ganz aufgeschnitten.

Was für ein Buch war es? Sollte er's nicht aufs Gerate-
wohl aufschlagen und die Seiten, die er traf, als eine Art Orakel
betrachten? Beim Warten kommt man auf solche Gedanken.
Ein müßiges Spiel in ernster Angelegenheit. Schließlich, warum
nicht, wenn man eine halbe Stunde, genauer, noch zwanzig
Minuten tot schlagen muß.

Das Buch öffnete sich dem Orakelsuchenden, natürlich da,
wo Tilde ein Eiselohr gemacht hatte, wo ihre feinen, mit schönen
Ringeln gezierten Finger — er sah sie vor sich —, wo diese Finger-
chen ein Eiselohr eingebogen.

Ewald las die Seite, die Tildes Einverständnis und Beifall ge-
funden. Das Zeichen bewies ja unstrittig, wie spontan unwider-
stehlich sie mit dieser Seite einverstanden gewesen. Die Seite
behandelte nämlich den Fall eines ungerecht Eifersüchtigen, der
gewisser Inbuzien wegen der Frau, die ihn liebte, Unrecht tat
und sich von ihr trennte. Ein durchaus gleichartiger Fall. Und
hier sah er den untrüglichen Beweis, daß er im Begriff stand,
eine Dummheit zu machen, von ihr abzutreten, die doch sein „lieb
Liebchen“ war. „Ich bin ein Eisel.“ Das lehrt mich das Eiselohr“,
sagte er beinahe laut, als schon Schritte, liebe Schritte, Tildes
kommen verkündeten. . . Die Verlobung ging nicht auseinander.
Die Ehe wurde glücklich. Aber in einem vertrauensvollen
Augenblick gestand Tilde ihrer Freundin, die Bescheid um die
Vorgeschichte wußte: „Er ist auf mein Eiselohr richtig herein-
gefallen. Dein Rat war vortrefflich. Ende gut, alles gut.“